

Gelege-Preis
In der Druckerei des Verlegers
Verleger: Dr. G. G. G.

Salische Zeitung.

Gelege-Preis
In der Druckerei des Verlegers
Verleger: Dr. G. G. G.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Sonnabend 22. Januar 1898.

Deutsches Reich.

* Die „Dresdener Nachrichten“ schreiben, sie könnten aufenthaltlich mitteilen, daß der Kaiser an den Festlichkeiten anlässlich des Regierungsjubiläums und des fünfzigjährigen Geburtstags des Königs Albert von Sachsen in Dresden in den Tagen vom 20. bis 24. April teilnehmen werde.
* Die Vorbereitungen zur Auflösung des Kaiserlichen Hoflagers im Winterpalais haben bereits begonnen. Falls nicht noch anderweitige Maßnahmen getroffen werden, findet die Ueberlieferung am 24. d. M. statt.

Befähigungsnachweises für das Baugewerbe eingereicht habe.
* In der Nacht von Sonntag sind von den deutschen Kriegsschiffen verdrängte Vermietungen vorgenommen worden, und es liegen, wie verlautet, mehrere Verträge vor, welche darüber aber aus einandergehen, an welcher Stelle man sich dort am Besten festlegen könne. An den maßgebenden Stellen wird nun darüber beraten, für welchen dieser Verträge man sich entscheiden soll. Zunächst handelt es sich um Verstellung eines Handelsbafens, dabei ist insofern nicht die Vermeidung von Reichsgeldmitteln ins Auge gefaßt, sondern es besteht der Plan, Gesellschaften zu bilden, welche die einzelnen Bauten übernehmen. Wie es heißt, ist schon eine Gesellschaft entstanden, welche Docks bauen will. Andere Privat-Gesellschaften sollen ihrem Aufsatze nahe sein. Daneben bleibt für das Reich noch genug zu thun übrig, denn es muß in der That auch ein Hafen für Kriegsschiffe eingerichtet werden; außerdem sollen am Eingange neue Befestigungen angelegt werden.

kommen zweifellos bei den sog. wilden Arbeitern mehr Ausschreitungen vor, als bei den organisierten, und die Ausschreitungen werden sicher auch vermehrt durch die Erbitterung, welche die Organisation entgegengefügten Schwierigkeiten erzeugen. So gut wie Arbeiterorganisationen Minimalrechte vereinbaren dürfen? (Ich kann nicht die Ausschreitungen nicht stellen, die Herr v. Stamm über die christlichen Arbeitervereine geäußert hat. Ich glaube, daß die christlichen Ideen, welche diese Vereine, auch in Weimar, leiten, dieselben im Allgemeinen vor Ausschreitungen bewahren werden. Man darf nur nicht alle, auch die berechtigtesten Forderungen derselben gegen das Kapital, für revolutionär halten. Mit Mühe und Geduld entgegen zu treten, auf dem Boden des Christentums den berechtigten Forderungen der Arbeiter gerecht werden und nur die maßlosen Forderungen zurückweisen. Weiter wendet sich sodann gegen die Sozialdemokraten, welche mit Unrecht an dem Eintritte des Centrums für das Soziallohnrecht zweifeln. Wenn die Partei des Centrums in der Vergangenheit Herrn Veit und Genossen noch seine Grundsätze, ja noch nützlich durch alle Bestrebungen? Danach werde sich auch das Verhalten des Centrums zum Antrage Sachdienste richten. Wenn die letzteren Grösse noch nicht in allen Punkten erfüllt seien, so gelte dies nicht in Bezug auf die Verlobung. Aber in der vorliegenden Stellung kommt das Centrum dem Antrage Sachdienste nicht entgegen. Ueber die Punkte b und c des Antrages, betreffend Aufhebung des Verbindungsverbots und des Antrages, die Befähigung der Berufsvereine, werde ich besser bei Verhandlung des Antivort-Antrages Schneider werden lassen, nicht hier so nebeln. Mit Punkt a ist der größte Teil seiner Freunde im Allgemeinen einverstanden, falls bürden die Gewerbetreibenden zu reinen politischen Vereinen werden. Nach alledem könne das Centrum dem Antrage Sachdienste, so wie er vorliege, nicht annehmen. Seine Freunde würden vielmehr sofort einen neuen Antrag einbringen, dem auszuweichen der Herr Sachdienste bitte.

Parlamentarisches.

Der „Germania“ zufolge beabsichtigt sich die Centrumsfraktion des Reichstags vorgehen mit Rücksicht auf die seit dem ersten Lesung der Parteiverträge hervorgerufenen Meinungen der einzelnen Centrumsglieder, abweichend mit dem Fortschritte und angeht ernstlich zu dem Ergebnis, daß derzeit keine Veranlassung vorliege, von dem durch Dr. Lieber dargelegten Standpunkte abzugeben. Das Centrum werde erst nach sorgfältiger Prüfung des noch nachstehenden Materials und nach dem Ergebnis der Kommissionsberatungen zur Vorlage Stellung nehmen.

Der alsbald eingehende Antrag (Resolution) Lieber erweist die Abgründung um einen Gegenstand beim Verbot des § 152 der Gewerbeordnung, dahingehend, daß Verbot und Verordnungen gestrichelt werden, welche die Verbesserung der Lage der Arbeiter im Allgemeinen, oder die Erhaltung angemessener Lohn- und Arbeitsbedingungen durch Verbot des § 152 des Gewerbegesetzes. Der Antrag deckt sich im Wesentlichen mit Punkt a des Antrages Sachdienste.

* Die deutsche Eisenbahnverwaltung, der Budgetkommission neben anderen Materialien hinsichtlich der Natur auch eingehende Mitteilungen über die thätigsten Benutzung und Ausnutzung des vollen Materials als namentlich aus dem letzten Halbjahre zu ziehen, um für die Beurteilung der Klagen über Wagenmangel eine völlig einwandfreie, ausreichende, tatsächliche Unterlage zu schaffen. Nach den getroffenen Geschäftspositionen dürfte der Eisenbahnetat, über welchen der Abgeordnete Müller referieren wird, in etwa 14 Tagen zur Beratung kommen.

Die Budgetkommission des Reichstags setzte heute die Beratung des § 12 fort. Staatssekretär v. Boddeke kündigte an, daß die Kündigungsfrist für nicht festangestellte Beamte von 4 Wochen auf 3 Monate erhöht werden solle. Eine weitere Sommerleistung für Beamte solle ebenfalls eingeführt werden. Darauf gelangt ein Antrag Lieber einstimmig zur Annahme, welcher die Gehälter der Wandrießler und Unterbeamten nach der diesjährigen in einem Nachtragsetel erhöht werden soll. Die Erhöhung des Gehalts des Staatssekretärs von 24 000 auf 30 000 M. wird von der Ausführung dieses Antrages abhängig gemacht und abgelehnt.

Abg. Prinz Carolath-Schönau (nall.) geht auf die Fragestellung ein, empfiehlt Gymnasialkultur für Mädchen, Zulassung zum Hochschulleben und zum Unterrichte an höheren Lehranstalten der weiblichen Unfähigkeit in Bezug auf Zulassung zum Studium. Unvollständigkeit müsse ein Ende gemacht werden. Die Zulassung dürfe nicht von den einzelnen Ländern abhängig sein. In einer Zeit, wie der jetzigen, seien diese Forderungen nicht mehr abzuwehren; vielmehr zu begehren, bereits allgemeiner Zulaßnahme. Wir wollen keine Frauenorganisation, sondern wir wollen nur die bestmögliche Beteiligung in berechtigte Sachen geben lassen. Weibchen eminent höchsten Charakter habe nicht die Ausübung weiblicher Berufe! - Weiter verweist auf die einschlägigen Verhältnisse im Ausland. In England wären weibliche Ärzte fast als Staatsärzte mit Weibchenberechtigung angelehnt, femer in England, Amerika, Italien, Schweden, A. d. N. Holland, Finnland, Indien. Das einzige Kulturland, welches sich gegen weibliche Ärzte absetzend verhalte, sei das hochzivilisierte Deutschland.

* Der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Disziplinargesetzgebung der Privatdozenten an den Landesuniversitäten, der Akademie zu Münster und dem Lyceum Hannover zu Braunschweig, enthält die Vorschriften des ersten, zweiten und dritten Abschnitts des Gesetzes vom 21. Juli 1852, betreffend die Disziplinargesetzgebung der nichtrichtlichen Beamten in unangenehmer Anwendung auf die an den genannten Hochschulen habilitierten Privatdozenten aus und enthält daneben eine Reihe besonderer Bestimmungen. Danach bestehen die gegen Privatdozenten zulässigen Disziplinarstrafen in: Ordnungsstrafen und in Entziehung der Eigenschaft als Privatdozent. Ordnungsstrafen sind: 1. Warnung, 2. Verweis. In deren Verhängung ist außer dem Unterrichtsminister die Fakultät befugt, bei welcher der Privatdozent habilitiert ist. Vor Verhängung einer Ordnungsstrafe muß dem Privatdozenten Gelegenheit gegeben werden, sich über die ihm zur Last gelegte Pflichtverletzung zu verantworten. Die Verhängung der Ordnungsstrafe erfolgt unter Angabe der Gründe durch schriftliche Verfügung. Gegen die Verhängung einer Ordnungsstrafe durch die Fakultät findet binnen einer mit der Zustellung dieser Verfügung bestimmten Frist von zwei Wochen Beschwerde an den Unterrichtsminister statt. Der Entziehung der Eigenschaft als Privatdozent muß ein förmliches Disziplinarverfahren vorgehen. In dessen Einleitung ist außer dem Unterrichtsminister die Fakultät befugt, bei welcher der Privatdozent habilitiert ist. Vor Einleitung des Verfahrens durch den Unterrichtsminister muß der Fakultät Gelegenheit zu einer gutachtlichen Äußerung gegeben werden. Untersuchungskommission ist der Universitätsrichter; der Beamte der Staatsanwaltschaft wird durch den Unterrichtsminister ernannt. Die entscheidende Disziplinarbehörde erster Instanz ist die Fakultät, bei welcher der Privatdozent habilitiert ist. Die Bestimmungen des Entwurfs sollen durch königliche Verordnung auch auf die Privatdozenten an technischen und sonstigen Hochschulen ausgedehnt werden können.

Die Reichstagskommission für die Militär-af-projektion setzte gestern ihre Verhandlungen fort. Bei § 10 betrafen die Sozialisten, dem Bericht über die erforderliche Zahl von richterlichen Militärbeamten zu zuwenden. Dieser Antrag wird nach schließlicher Abweisung der Regierungsvorlage abgelehnt. § 11, welcher die höhere Gerichtsbarkeit sich nur auf Personen, die nicht Pflichten haben, erstreckt, bleibt unwirksam, während § 12 dahin modifiziert wird, daß der höheren Gerichtsbarkeit alle diejenigen Fälle vorbehalten bleiben in denen die verhängende eine Ehrenmitte zu erwarten steht. § 13 enthält eine unverständliche Änderung, während die §§ 14 und 15 in der Fassung des Entwurfs angenommen wurden. Dasselbe geschah mit § 14 und § 15 des Gesetzes, abgesehen von einzelnen weniger wesentlichen Änderungen. Bei dem Artikel „Standrecht“ beantragte Abg. v. Erdor, dem § 4 folgende Fassung zu geben: „Das Standrecht darf nicht auf andere, als auf die höhere Strafe, als auf Freiheitsstrafe nicht über 6 Wochen und auf Geldstrafe nicht über 150 M., im Felde oder an Bord nicht über 3 Monate, bzw. 300 M., allein oder in Verbindung miteinander erlassen“. Dieser Antrag wird angenommen; ebenso bei dem Absatz mit „Geheimnis“ ein Antrag Veit, daß das Verbot des Auftragsvertrages und der Offizieren beibehalten solle. Der Regierungsvorleger teilte diesem Antrag lebhaft mit. Der Abg. Dr. Vaden hat einen Gegenentwurf wegen Änderung des § 11 des Reichstags, durch den der § 11 für eine bestimmte Art ökonomischer Nebenberufe, die von 800 M. auf 300 M. für 100 kg ermäßigt werden soll.

Staatssekretär Graf Posadowski: Ich will mich auf das beschränken, was Ende des Jahres ich — Aerzte, Zahnärzte, Pharmazeuten. Ich glaube allerdings, daß man sich gegen die betreffenden Weibchen nicht absolut abzuwenden verhalten darf. Ich habe mit dem preussischen Kultusminister gesprochen, und einer Erklärung zufolge, wenn an den Universitäten die Frauen auf Grund eines abstrakten Zugewinns als Externen zugelassen. Sie können auf Grund eines Solvabilitätsnachweises zum Helfer oder Assistenten der Kollegen werden, wenn der einzelne Dozent mit dem zulässigen Wissen, sie können eine erforderliche Ausbildung erwerben. Was die Zulassung zur Staatsprüfung anlangt, so steht der Reichstagsminister dem Impuls abgegeneid, und ist nicht abgeneigt, sich mit den einzelnen Regierungen darüber in's Einvernehmen zu setzen, sowohl in Bezug auf die medizinische als auf die pharmazeutische Ausbildung. Ich erwarte, daß ich bald ich also nur der, daß die männlichen Studierbewerber zugelassen werden, also ein Recht auf Studium und Prüfung haben. Wie sieht nun die Sache im Reich? Die Gewerbeordnung lenkt kein Interesse auf, es männlich und weiblich. Wer die Staatsprüfung beenden hat, wird auch approbiert. Die Frauen würden nun ebenfalls imstande zu werden, wenn die eine weibliche Sache der Staatsprüfung, welche noch liegen. Ich habe hierüber mit einer angenehmen medizinischen Persönlichkeit gesprochen. Dieser weibliche Mann erklärte, die Frauen leisten ziemlich dieselbe, nur ist es fraglich, ob sie geeignet sind, als Operateure zu wirken, weil sich die Operationen umziehen etwas Anderses herausstellen, als man erwartet hat, und dann eventuell ein schneller Entschluß nötig wird, die Operation anders vorzunehmen. Er habe Bedenken, ob Frau dieses Maß schneller Entscheidungsfähigkeit besitzen. Er meinte, er würde sich nicht veranlassen, sich die Bewegung zu fördern, die Regierung sollte dieselbe aber auch nicht hindern, sondern abwarten, welche Ergebnisse die Bewegung bringen werde. Die Frauen als Ärzte würden wohl nicht habitudenartige Entscheidungen machen, im A. d. N. ermahnen aber durch die Durchsicht erreichen. Ich meine Herren, meine, die Damen sollen sich mit dem status quo begnügen, sie können ja die Unvollständigkeit, können das Erlangen machen, und können auch approbiert werden. Bewußt ich dies, und treten keine Hindernisse ein, welche hinderlich wären, so werden später vielleicht auch ihre anderen Wünsche erfüllt werden.

Deutscher Reichstag.

22. Sitzung vom 21. Januar, 2 Uhr. Am Vortage überlegte: Graf Schenkels, Graf Posadowski, Präsident v. Bülow teilte mit, daß der Abg. Stadthagen auf 6 Wochen beurlaubt sei. (Der genannte Abgeordnete hat gestern eine gegen ihn rechtskräftig gewordene Gefährdungsurteile angetreten.)

Abg. Lieber (Str.) spricht über die Notwendigkeit, der Staatsanwaltschaft nach vermehrte Aufmerksamkeit zu zuwenden. Es werde zur Milderung der Spannung zwischen Arbeitern und Arbeitgeber beitragen. In manchen Bezirken sei die Handhabung der Sonntagsgesetze eine betrübende, in anderen Sinne leitend der besten Gewerbetreibenden noch etwas mehr erfahren.

Abg. Vieder (Str.) nimmt auf den Schluß der gefrigen Verhandlungen des Staatssekretärs Bezug, daß der Kampf gegen die Sozialdemokratie nur dann wirksam sein werde, wenn auch den religiösen Wahlen gebührende Beachtung zugeteilt werde. Ein wichtigerer Ausgang der Debatte über die Sozialdemokratie ist nicht denkbar gewesen. Mit Recht habe ja auch Kardinal Manning gesagt: Laßt uns erst alle möglichen Christen sein, und die soziale Frage wird gelöst sein! Wir, meine Freunde, und alle religiös veranlagten Gemüther stimmen den Worten des Staatssekretärs und seiner Behauptung an alle bürgerlichen Parteien durchaus bei. Möge aber auch der Staatssekretär dafür sorgen, daß nicht die preussische Kultusverwaltung die lospolitischen Bestrebungen hier in's Auge fassen. Möge er uns den Mäßen reich machen gegen den preussischen Kultusminister und, um ihn nicht zu verzeihen, auch gegen den Minister des Innern. Ich will nicht die ersten aus von Herrn v. Stamm in's Reichthum. Ich bin ausgenommenen Sozialistenbedachte weiter fortzuphen. Die Stellung meiner politischen Freunde zum Arbeiterstand habe ich schon deutlich dargestellt. Ich leugne nicht, daß die organisierten Arbeiter, wenn sie auch einen Streit schwerer beginnen, ihn doch um so über fortzuführen. Aber es

Abg. Freidberg (nall.) wünscht ein entschiedenes Eintreten des Reichstages dafür, daß die zum Studium Zulassenen auch unbedeutend zum Examen zugelassen werden.

* Die Gründung einer Handelskammer in Gera wird in einer unter dem Vorsteher des Regierungspräsidenten v. Horn abgehaltenen Besprechung dieselbe namentlich in Aussicht genommen worden.

Abg. Freidberg (nall.) wünscht ein entschiedenes Eintreten des Reichstages dafür, daß die zum Studium Zulassenen auch unbedeutend zum Examen zugelassen werden.

Abg. Graf Stolberg (sonst.) führt aus, in der Frauenfrage dürfe nur vorläufig vorgegangen werden, und wendet sich dann gegen die Bemerkungen des Abg. Lieber über die Arbeiterorganisation.

* In der gefrigen Sitzung des Finanzausschusses der bayerischen Kammer der Abgeordneten theilte der Minister des Innern, Frh. v. Felleisig, gelegentlich einer Debatte über die Zunahme der Raubfälle in München mit, daß die bayerische Regierung beim Bundesrat die Einführung des

Abg. Freidberg (nall.) wünscht ein entschiedenes Eintreten des Reichstages dafür, daß die zum Studium Zulassenen auch unbedeutend zum Examen zugelassen werden.

Abg. Graf Stolberg (sonst.) führt aus, in der Frauenfrage dürfe nur vorläufig vorgegangen werden, und wendet sich dann gegen die Bemerkungen des Abg. Lieber über die Arbeiterorganisation.



[Nachdruck verboten.]

Das Wrack des Grosvenor.

23) Roman von Elart Russell.

„Aber wo iſt der verfluchte Golf von Mexiko?“

„Da.“

Er zog mit ſeinem ſchmutzigen Daumen eine Linie bis zum Golf, ſtreifte dabei Bermuda und fragte:

„Was iſt denn das?“

„Bermuda.“

„Davon werden Sie doch ſüdllich halten, wie?“

„Wenn ich kann, gewiß.“

„Dort iſt wohl eine Station für Kriegſchiffe, wie ich gehört habe?“

„Ja, ich glaube, es iſt ſo.“

Nun nahm er den Boots-Kompaß, der auf dem Tiſche ſtand, und fragte, ob er richtig wäre.

Nachdem ich das bejaht hatte, wollte er gehen, ich hielt ihn aber noch auf, indem ich äußerte: „Hören Sie einmal, die hundert Pfund, von denen die junge Dame ſprach, möchte ich ganz gerne verdienen.“

„Ich auch“ antwortete er in mürrischem Ton.

„Es würde mir ein hübscher Erſaß ſein für das, was ich noch von dem Kapitän zu fordern hatte.“

„Ja, das glaube ich ſchon,“ lachte er höhniſch, „wenn Sie es nur bekämen, aber das iſt ſo eine Sache, verſprechen kann man ſo etwas ſehr leicht.“

Mit dieſen Worten ging er und warf die Thür hinter ſich zu.

Elftes Kapitel.**Der Plan des Hochbootſmannes.**

Die Ruhe, mit welcher Miß Robertſon meine ſchreckliche Mittheilung aufgenommen hatte, ließ mich ihre hohe Seelenſtärke erkennen. Dieſe und die gänzlich unbesorgte, natürliche Art und Weiſe, mit welcher ſie zu dem Zimmermann geſprochen, nachdem ſie eben erſt den Anſchlag dieſes Mannes auf ihr Leben von mir vernommen hatte, gaben mir die Gewißheit, daß ſie vollſtändig fähig war, in der gefahrvollen Zeit gemeinſam mit mir zu handeln. Ihre Faſſung, ihre Ruhe, ihre Kaltblütigkeit ſtöhnten auch mir wieder neue Zuverſicht, Hoffnung und Muth ein. Sie erſchien mir wie der richtige Typus einer Heldin. Mit einem Schlage konnte ihre Zuſage einer Belohnung möglicher Weiſe die ganze Sachlage ändern, den Plan des Zimmermanns über den Haufen werfen. Ja, es war ein ſeltenes Mädchen, für welches meine Bewunderung ſich faſt mit jedem Moment ſteigerte.

Nachdem ich den Zimmermann in ſeine Kajüte hatte gehen hören, beſchloß ich, mich auf Deck zu begeben, um dem Hochbootſmann Mittheilung von dem Geſpräch zwischen Miß Robertſon und Stevens zu machen und ſeine Meinung betreffs Zuſicherung der Belohnung zu hören. Bevor ich aber hinaufging, klopfte ich leiſe an Miß Robertſons Thür. Sie öffnete ſogleich.

„Möchten Sie nicht mit mir auf Deck gehen?“ fragte ich ſie.

„Gewiß, gern, wenn Ihnen meine Geſellſchaft dort erwünſcht iſt.“

„Ich denke, die Luft wird Ihnen gut thun, nachdem Sie dieſelbe ſo lange entbehrt haben. Ihr Herr Vater wird wohl nichts dagegen haben.“

„Er ſchläft jetzt gerade,“ erwiderte ſie leiſe.

„Um ſo beſſer, dann vermißt er ſie nicht; bitte kommen Sie alſo; von den Leuten haben Sie nichts zu fürchten, die ſind vor der Hand willig und folgsam.“

„O, ich würde gar nichts dagegen haben, wenn ſie mit mir ſprächen; ich würde ſchon wiſſen, mit ihnen zu reden, wenn ſie ſich nicht roh benehmen, aber,“ fügte ſie dann auf einmal vergnügt lachend hinzu, „ich werde wohl recht verbrennen, ich habe keinen Hut!“

„Dem Mangel ſoll gleich abgeholfen werden,“ entgegnete ich heiter, „ich beſitze einen Strohhut, wenn Sie dem die Ehre anthun wollen? Ich bin gleich wieder da.“

Damit ſprang ich fort und holte ihn.

Sie ſetzte den Hut auf, er paßte und ſtand ihr auch ganz prächtig.

„Wie wunderbar,“ ſagte ſie dann, „kommt es Einem vor, ſo plötzlich von Allem entblößt zu ſein, aber wie der Kapitän der ‚Cecilia‘ rief: ‚das Schiff ſinkt‘, da dachte man natürlich nur daran, wenn irgend möglich, das nackte Leben zu retten.“

Sie warf noch einen zärtlichen Blick auf ihren Vater, ſchloß dann die Thür und folgte mir.

Das Wetter war ſehr heiter, und das herrliche Blau des Himmels verlor nichts durch die prächtigen, perlfarbenen Wolken, welche feierlich vorüberzogen. Die Briſe war friſcher geworden, die See lag aber beinahe glatt, nur kleine, glänzende Wellen trieben ihr Spiel, das Schiff glitt unter vollgerundeten Segeln majestätisch dahin. Auf unſerer Leeſeite, aber weit entfernt, erblickten wir die oberſten Segel eines großen Schiffes und hinter dieſem die ſchwachen Spuren von dem Rauch eines Dampfers.

Der größte Theil der Mannſchaft war auf dem Vorderdeck verſammelt; im warmen Sonnenschein lagen die Leute dort herum und rauchten; kein Einziger that irgend welche Arbeit. Das ſchien mir unter den obwaltenden Umſtänden ganz natürlich, was mich aber wunderte, war, daß ſie ſo beſcheiden auf dem Vorderdeck blieben, während ſie doch vollkommene Freiheit gehabt hätten, zu uns nach dem Hinterdeck zu kommen, in die große Kajüte zu bringen und die Kojen zu bewohnen; ſie waren ja doch ſchließlich die Herren des Schiffes. „Wenn ſie ſo viel Geſittung zeigen,“ dachte ich, „ſollte es da nicht möglich ſein, ſie dem ſcheußlichen Vorhaben ihres Führers abwendig zu machen? Wenn ich unter ſie träte, Hand in Hand mit Miß Robertſon dem Mädchen und um Schonung für ſie bäte, des eigenen Geſchickes gar nicht gedenkend, ſollten ſich da nicht mindestens Einige finden, deren Herzen ſich durch die Goldſeligkeit und Schönheit umſtimmen ließen? Nichts ſchien

mir im ersten Augenblick wahrscheinlicher, aber bald sagte ich mir wieder, was ich mir schon hundert Mal gesagt hatte: sie waren Verbrecher, die nur den einen Gedanken hatten, ihrer Strafe zu entgehen. Sie beobachteten jetzt die nöthige Rücksicht, weil sie mich zur Führung des Schiffes brauchten. Sobald dies nicht mehr der Fall war, mußte ich unschädlich gemacht werden, weil ich ihnen sonst gefährlich werden konnte. Was war zu thun? Immer von Neuem wälzte ich die Frage in meinem Haupte, aber eine Antwort fand ich nicht.

Miß Robertson setzte sich auf eines der Oberlichter; der Hochbootmann blickte respektvoll zu ihr herüber, auch die Leute vorn gafften sie an. Einige lachten, aber von den Bemerkungen, in denen sie sich ergingen, konnten wir bei der Entfernung, in der wir uns befanden, natürlich nichts verstehen.

Fisch stand am Rade. Ich ging an den Kompaß, sah nach dem Kurs und sagte dann zu ihm:

„Wenn der Wind so anhält, können wir die Sache halb hinter uns haben.“

„Na, drei Wochen soll's doch noch ungefähr dauern,“ antwortete er, „das ist langweilig genug.“

„Ja, allerdings, auch lange genug,“ stimmte ich ihm jovial bei.

Er spie den Saft des Kautabaks, den er im Munde hatte, über Bord und wischte sich die Lippen an seinem Marmel ab; zum Sprechen schien er aber nicht weiter aufgelegt zu sein; ich verließ ihn also und begab mich zum Hochbootmann. Diesen forderte ich auf, mit mir zu Miß Robertson zu gehen.

„Ich habe der Dame erzählt, was Sie mir beim Frühstück mittheilten,“ sagte ich in leisem Ton; „sie ist muthig und sieht allen Gefahren mit kaltem Blut entgegen; ich habe sie gebeten, auf Deck zu kommen, damit wir zusammen berathen können.“

Als wir bei ihr anlangten, begrüßte er sie mit den Worten: „Mr. Royle hat mir erzählt, daß Sie Alles wissen; wenn Ihr Muth so groß ist wie Ihre Schönheit, so schätze ich, werden nicht viele Männer ein stärkeres Herz in der Brust tragen als Sie.“ Er machte ihr dabei eine so verbindliche, gewandte Verbeugung, wie ich es einem Manne seines Schlages nicht zugeτραut hätte.

Ihr reizendes Lächeln und freundliches Zunicden lohnte ihn für seine Worte.

„Hochbootmann,“ begann ich nunmehr, „jede Stunde ist für uns sehr kostbar, denn jeden Augenblick kann Mr. Stevens verlangen, daß der Kurs des Schiffes nach einer näheren Küste als der von New-Orleans gerichtet wird; aber selbst wenn er am Golf von Mexiko festhält, so haben wir keine Zeit zu verlieren, einen Plan für unsere Rettung zu erfinden und auszuarbeiten. Ich möchte Ihnen von einem Gespräch Mittheilung machen, welches vorhin zwischen Stevens und Miß Robertson stattfand. Ihr Vater ist ein reicher Mann; das Schiff, auf welchem er Schiffbruch litt, gehörte ihm — —“

„Robertson u. Co., von Liverpool, Schiffsreeeder?“ fiel er mir ins Wort, sie fragend ansehend.

„Ja,“ antwortete sie.

„Ah, ich segelte vor drei Jahren in einem Schiff jener Firma als Hochbootmann; wissen Sie, Miß, auf der Albany, ja, das war ein schönes Schiff, gut gebaut und von einem tüchtigen Kapitän befehligt.“

„Wirklich!“ rief sie, ihn freudig ansehend, aus; „o ja, ich entsinne mich der Albany ganz gut, Kapitän Tribett kommandirte sie.“

„Ganz recht, Tribett war sein Name; der erste Maat hieß Green, der zweite Gull und der dritte — na, wie ist mir denn? Richtig, das war ja Kapitän Tribetts Sohn. Was das für ein wunderbares Zusammentreffen ist!“

Er war ebenso erfreut wie sie über die Begegnung, und Beide lachten sich vergnügt an.

„Mr. Royle,“ sagte sie nunmehr, ihre schönen Augen auf mich richtend, „gewiß giebt es an Bord noch mehr wackere Männer; sie können doch nicht alle solche Böfewichter sein wie der schreckliche Zimmermann.“

„Wenn man das nur wüßte; was meinen Sie dazu, Hochbootmann?“

„Ich meine,“ erwiderte er, „wir brauchen das gar nicht erst in Erwägung zu ziehen. Sehen Sie, Miß,“ wandte er sich an diese, „weshalb gemeutert wurde, wissen Sie ja, aber ich glaube wirklich nicht, daß die Leute den Kapitän und Mr. Duckling umbringen wollten. Der Zimmermann schlug eben zu, der Kapitän fiel eben nieder und bekam von Andern auch noch einige Stöße versetzt, denn, daß er todt war, mußten sie nicht; dann wurde von einem ganzen Haufen auch Mr. Duckling angefallen. Alle haben an dem Verbrechen also gleichen Antheil. Der einzige Mann, der sich fernhielt, obgleich er vorgab, mit ihnen übereinzustimmen, war ich; und was ist die Folge? Steffens mißtraut mir, und ich bin fest überzeugt, daß er mich nicht mitnehmen wird, wenn es so weit ist, ganz ebensowenig wie Sie.“

Nachdem er so gesprochen, schlenkerte er langsam nach hinten, sah auf den Kompaß, dann auf die Segel, näherte sich uns wieder, blieb aber in einiger Entfernung von uns in nachlässiger Haltung stehen, damit unser langes Beisammensein keinen Argwohn erregte.

„Hören Sie,“ sagte ich, meine Augen auf das Deck richtend, so daß Niemand bemerken konnte, daß ich sprach, „Miß Robertson hat Stevens mitgetheilt, daß ihr Vater bei der Ankunft im Hafen jedem Mann an Bord hundert Pfund Belohnung zugebacht hätte. Wenn das der Mannschaft verkündet würde, müßte es doch eine gute Wirkung haben. Was sagen Sie dazu?“

„Das, daß sie es nicht glauben würden.“

„Mein Gott, mein Vater würde ja auch gern jedem Mann ein schriftliches Versprechen geben, wenn es verlangt würde,“ rief Miß Robertson.

„Nichts da,“ entgegnete der Hochbootmann ohne jedes Besinnen, „Sie würden es für eine List halten, sie Alle miteinander bequem ins Gefängniß zu bringen. Wenn ich einer von ihnen wäre, würde ich das auch denken; Sie können sich darauf verlassen, daß ich Recht habe.“

Dann wird er den Leuten Wechsel auf seine Bankiers geben, das könnten sie doch für keine List halten,“ erwiderte sie eifrig.

„Matrosen wissen nichts von Wechseln und dergleichen. Wenn Ihr Vater einen Beutel Sovereigns hier an Bord hätte und jedem Mann hundert Pfund auszahlte, dann würden sie ihm glauben; das heißt, sie würden das Geld nehmen und das Schiff trotzdem anbohren. Die Leute lieben ihr Leben, und der Zimmermann macht ihnen fortwährend so bange, daß sie es nicht erwarten können, fortzukommen und Alles zu verrathen, was sie verrathen könnte.“

Er ging wieder weg und stellte sich zu Fisch, mit dem er plauderte.

(Fortsetzung folgt.)

Seltene Hochzeitsbräuche.

Seltene Bräuche aus dem Taurienlande erzählt Hans Grasberger in der „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins“, deren 28. Jahrgang soeben in einem stattlichen mit zahlreichen hervorragenden Illustrationen und Karten geschmückten Band in Graz (Verlag des deutschen und österreichischen Alpenvereins) erschienen ist. In Radstadt im Tauerngebiet glaubte Grasberger bei seinem ersten Besuch, die Heimstätte des Cylinders gefunden zu haben. Der hohe Cylinder war die altväterliche Kopfbekleidung, häufig aus schwarzgefärbtem Stroh geflochten und mit breiterer Krempe, als auf großstädtischem Pflaster üblich. Namentlich bei Frauen war der Cylinder (wie auch jetzt in der Großstadt) beliebt. Mutter und Großmutter trugen ihn mit schwarzem Sammetbändchen, Mädchen mit goldener Schnur. Im nahen Lungau herrschten noch Mitte der achtziger Jahre gar seltsame Hochzeitsbräuche. Man denke: die Braut wird auf ihrem Ehrengänge zurückgesetzt, die Schwiegermutter erscheint völlig und nachhaltig kalt gestellt, das Wirthshaus verschließt sich vor dem anrückenden Hochzeitszuge, und von den Gästen wird zumeist derjenige geehrt, der am Weitesten her hatte. Die Braut schließt mütterlehenallein den Zug und wird erst, wenn der Bräutigam bereits vor dem Altare steht, vorangeleitet und dem Harrenden beigelegt; wirksamer kann ihr unmöglich zu Gemüthe geführt werden, weld' ein außerordentliches Vorrücken zu Werth und Geltung es ist, einen Mann zu kriegen. Die Mutter der Braut wird gar nicht zur Hochzeit geladen; für sie ist weder in der Kirche, noch beim Mahle, noch auf dem Tanzboden ein Platz; ja sie darf ein- bis dreiviertel Jahr lang, je nach der Strenge der örtlichen Gewohnheit, ihre verheirathete Tochter nicht sehen, nicht sprechen, nicht kennen, geschweige denn das neue Heim derselben betreten. Daß ein ländlicher Hochzeitszug aufgehalten wird, tolle Hindernisse auf seinem Wege findet und allerlei Schabernack sich gefallen lassen muß, kommt auch anderwärts vor; aber daß sich das Wirthshaus nicht freudig vor ihm aufthut, ist vielleicht auch nur in diesem Tauernwinkel der Fall. Die durstigen, hungrigen und oft auch frierenden Gäste sehen das Thor vor sich geschlossen, und ihr Sprecher hat zum Schlüßelloch hinein in wohlgelehten Heinelein ein Langes und Breites mit dem Wirth zu verhandeln, muß drei Mal und immer nachdrücklicher an die ungaßliche Pforte pochen, ehe Einlaß gewährt wird zum gedeckten Tisch wie zum Tanzboden hinan. Wer erblickt in dieser Sitte nicht ein Seitenstück zum üblichen Umzuge am Palmsonntage? Da wird ja auch veranschaulicht, daß nur auf wiederholtes Begehren und Kochen der Pförtner von Jerusalem dem einziehenden Heiland willfahrt.

Und endlich, wer führt den Tanz an? Wer eröffnet den Hochzeitsreigen? Es ist dies derjenige aus der „Freundschaft“, ob jung oder alt, ob gerade oder krumm, welcher zum Feste den weitesten Weg zurückzulegen hatte; er wird vom Ordner sorgfältig ausgehutschaftet und der Braut zugeführt. Und das weltfährige Völklein eines einsamen Tauerngaues ehrt mit dieser Seite seines Hochzeitsbrauches den Fremden, die Fremde überhaupt, eine feinnigste Gastlichkeit befundend.

Aber alle Liebesleute in den Bergen sind ja doch nicht in der Lage zu heirathen; wie treiben es denn die Ledigen? Und der Gewährsmann antwortet darauf: Also wissen Sie auch von dem Anschirren und dem Abschirren noch nichts? Als Anschirrer wird der Enzian, als Abschirrer der Kronawett-Branntwein verwendet. Beide bitteren Spenden verhalten sich zu einander wie etwa Amors Pfeile, deren einer Liebe entzündet, während der stumpfere in der Brust, die von ihm getroffen wird, Liebe tilgt. Am Pfingsten führt der Bursch das Mädchen, dem er gut ist, zum Met oder Wein, und um ein übriges zu thun, läßt er sich ein Gläschen Enzian reichen. Natürlich soll seine Nachbarin davon kosten, und nippt sie daran, so thut sie's nicht ohne Erröthen, denn sie weiß, daß sie damit angeschirrt ist. Wenn das holde Kind gar noch die Aufmerksamkeit des Burschen damit vergilt, daß es ihm eine blühende Nelke überreicht, dann ist der Liebeshandel so gut wie abgeschlossen, auf ein Jahr wenigstens — denn für länger verpflichtet sich der Bursch nicht gerne, weiß er denn, ob nicht der nächste „Leitkauf“ ihn über Berg entführt? Ist im dargebotenen Gläschen statt Enzian milderer Kronawett, und trägt vielleicht auch die Farbe, so trägt doch der Geschmack nicht: die nippende Schöne ist abgeschirrt und trägt's, wie sie's eben zu tragen vermag. Manah eine erhebt sich bleich und stumm, entsetzt sich und weint in irrendem Winkel die Kränkung

aus. Eine Andere kehrt wohl den Spieß um und sagt zum Burschen: „Merkt es endlich auch selber, daß ich Dich schon längst nimmer mag?“ Wieder eine Andere stammelt vielleicht aus ihrem guten Herzen: „Schau halt, daß Du mit einer Anderen glücklicher wirst.“ Nicht selten auch erdügelt sich die Abgeschirrte an Ort und Stelle einen neuen Verehrer unter den Gästen, welche derlei Auftritte keineswegs verspotten, sondern höchstens mit einem leisen Lächeln begleiten.

Ein Räthsel lösen beim Hochzeitszuge von der Kirche ab findet derart statt, daß die Brautleute die Straße mit Ketten oder Stricken abgesperrt finden und daß diese sich nicht früher senken oder lösen, als bis die „Spikreiter“, also die Anführer des ganzen Zuges, namens desselben das aufgegebene Räthsel gelöst haben. Die gelungene Lösung heißt das „Gsprenge.“ Auch das „Brautsehen“, oder „Brautverbergen“ kommt mitunter vor.

Ganz eigenthümlich vollzieht sich das „Preberschießen.“ Preber ist ein glasköpfiger Bergriesel an der Grenze gegen Steiermark, reich an Speit und Enzian, ein Koloß, der dem Hochgolling nahezu gleichkommt. Auf halber Höhe hat er den höchsten See Lungaus, den schwarzen Prebersee. In diesem findet das Betttschießen, das Preischießen, statt, und zwar so, daß hüben der Schießstand ist und drüben die Scheiben aufgestellt sind. Man schießt also über den See hinweg nach Kreiz und Centrum? Nicht doch, das wäre zu einfach. Man schießt vielmehr in den See nach dem Spiegeleind der Scheibe, macht also ein Nicochet aufs Wasser, und das zielende Auge des Schützen rechnet unbewußt mit dem Einfalls- und Ausfallswinkel. Und man kanns in diesem Preberschießen zu einer räuberischen Meisterschaft bringen. Beweis dessen der frische Bursch aus dem Katschgraben, der in zwei Tagen die fünf Hauptbestie sich erschossen hatte. „Ich könnt' ihn nennen, denn ich hab' ihn gesprochen und er selbst sagte mir, daß er für's nächste Mal vom Wettbewerb ausdrücklich ausgeschlossen worden — wegen Gemeingefährlichkeit. Er that eine Schachtel auf und zeigte mir die darin gebetteten Gewinnste. Ich machte große Augen; denn die Best-Dukaten, Thaler und Zwanziger waren auf's Sinnigste und Zierlichste in Filigran und Flitterzierrath gefaßt. Es war dies Landeserzeugniß, Lungauer Hausindustrie! Ich machte dem beneidenswerthen, frohmuthigen Burschen den Vorschlag, die schönen Sachen auf meine Kosten und Gefahr nach Graz oder Wien zur Ausstellung zu schicken — sie würden und mühten Aufsehen erregen. Doch der Meisterschütze schüttelte den Kopf dazu und meinte, „ich hab' sie meiner — Alten noch nicht gezeigt.“ Und ich fand sein zartfönniges Bedenken gerechtfertigt, fand es lobenswerth. Ja, es giebt auch in Tauern Galanterie.“

Allerlei.

Ein heiteres Vorkommniß, das seine Entstehung einer Verwechslung verdankt, hat sich vor einigen Tagen in dem rheinaufwärts (bei Merstein) gelegenen Orte Esche zugetragen. Der Fall wird in der ganzen Gegend viel besprochen und belacht und verdient seiner Komik wegen auch weiteren Kreisen bekannt zu werden. Ein Einwohner des Ortes hatte sich bei irgend einer Arbeit weit gethan und in Folge dessen schwoll das eine Bein die an. Der Barbier des Ortes, von der geängstigten Ehefrau zu Rathe gezogen, verordnete zur Beseitigung der Geschwulst Bleiwasser-Umschläge. Anstatt nun auch wirklich Bleiwasser einzukaufen, wird die Frau in der Bezeichnung irre und verlangt Wasserblei, vulgo Osenichwäge — das sie auch in Form einer länglichen Tafel nebst gedruckter Gebrauchsanweisung für 10 Pf. erhält. Damit eilt sie freudigenherzens zu der ehelichen Behausung; die schwarze Masse wird mit Wasser angerührt und gemäß der Gebrauchsanweisung mit vollemem Lappen auf dem kranken Bein des Ehemannes verrieben. Der Liebe Mühe ward reichlich besolgt, denn nicht nur erglänzte nach beendigter Prozedur das kranke Bein, von der Hüfte bis zur Kehle, in wunderbarem schwarzen metallischen Glanze, sondern die Geschwulst war auch am nächsten Morgen sichtlich gefallen, so daß die Frau dem zur Krankenvierte erscheinenden Barbier bereits unter der Thüre freudestahlend mittheilen konnte, daß sein Mittel großartig gewirkt habe. Der Barbier der nun auch feinerseits sich von dem Resultat seiner Kunst überzeugen wollte, hebt die Bettdecke auf, prallt jedoch bei dem Anblick des schwarzen Beines tödtlich erschrocken zurück: „Was habt Ihr vorhin gesagt, das Bein wäre besser? Laufen Sie, was Sie können, zum Doktor, daß er noch rettet, was zu retten ist! Euer Mann hat den schwarzen Brand!“ Mit diesem Ausruf verläßt er den Schauplatz seiner Thaten.

„Ein zweiter Mond der Erde“. Unter dieser Ueberschrift berichtet Herr Dr. Waltemath in Hamburg einen Ausruf an die Astronomen und Freunde der Astronomie.

Dieser Ausruf enthält die Voraussetzung, daß am 3. Februar und 30. Juli ein Vorübergang des vermuteten zweiten Mondes vor der Sonnenscheibe in Gestalt eines kleinen runden Fleckes stattfinden werde. Herr Dr. Wallemath glaubt das Vorhandensein eines solchen zweiten Mondes, dessen mittlere Entfernung von der Erde etwa 2/3 Mal so groß sein soll, als die unseres alten Mondes, aus gewissen Störungserscheinungen in der Bewegung des letzteren ableiten zu können. Die astronomische Fachgenossenschaft verhält sich gegenüber dieser ganzen Prophezeiung ablehnend.

Ein tapferer Duppelstürmer, der wie die Helden Ritto und Rinke sein junges Leben aushvull und freudig einsetzte, um den Waffengenossen zum Siege zu verhelfen, ist der von Generalstabswerke rühmlichst erwählte Unteroffizier Lademann, jetzt Brigadecommandeur. Band II, Seite 528 heißt es: „Unteroffizier Lademann riß dadurch, daß er den Granatwinder eines 30 Pfd. schweren Pulverfackels entzündete, eine Lücke in die Palisadenwand der Schanze II, durch welche die Sturmkolonne dann hindurchbrang.“ „Wielleicht interessirt es, etwas Authentisches über diesen „Unteroffizier“ Lademann zu vernehmen. Wilhelm Lademann wurde am 28. Juli 1840 zu Ueckemünde, Provinz Pommern, geboren und besuchte dort die Bürgerschule und die Friedrich-Wilhelm-Schule zu Stettin. Am 1. November 1861 in das Brandenburgische Wollener-Bataillon Nr. 3 eingestellt, wurde er am 8. Juni 1863 zum Unteroffizier befördert. Im Feldzuge gegen Dänemark 1864 machte er am 2. Februar das Gefecht von Wisunde, am 11. Februar das Gefecht bei Hollnis, am 18. Februar das Gefecht bei Alnoer, am 22. Februar das Gefecht vor Düppel an der Büffelkoppel und bei Vielhot, die Belagerung der Düppeler Schanzen und am 18. April den Sturm auf diese mit, schließlich nahm er am 29. Juni an dem Uebergange nach Alsen Theil; er wurde decorirt mit dem preussischen Militär-Ehrenzeichen I. und 2. Klasse und mit der österröichischen silbernen Tapferkeits-Medaille 1. Klasse. Am 4. Februar 1865 wurde er wegen seines so tapferen Verhaltens vor dem Feind unter Verletzung in das 3. Magdeburgische Infanterie-Regiment Nr. 66 zum Sekonde-Lieutenant befördert. Am 18. Oktober 1870 zum Premier-Lieutenant avancirt, erhielt er das eiserne Kreuz 2. Klasse, sowie das Ritterkreuz des Königlich Sächsischen Albrechts-Ordens mit Kriegs-Decorationen. Am 17. April 1873 wurde er mit einem Patent vom 20. September 1870 — er „sprang“ also 2 1/2 Jahre — in das Weisfällische Jürlitzer-Regiment Nr. 37 verlegt und am 21. Mai 1874 zum Hauptmann und Kompanie-Chef befördert. In dem gleichen Schnellschritte machte er seine übrige Laufbahn, und heute ist der „Unteroffizier Lademann“ schon seit geraumer Zeit General und Brigadecommandeur.

Der Roman des Prinzen. Der junge Prinz Fabian Colonna, aus der bekannten italienischen Fürstentfamilie, sah bei einem Freunde ein prächtiges Gemälde, das ein wunderbares schönes Mädchen in der ersten Blüthe der Schönheit darstellte. Immer und immer wieder zog es den Prinzen mit magischer Gewalt nach jenem Bilde, aus dem ihn ein Paar Märchenaugen träumerisch anschauten. „Die oder keine“, war bald des Prinzen Losung, und er bot Alles auf, um die Bekanntschaft der Schönen zu machen. Zu seiner Betrübniß erfuhr er, daß die Sehnsucht seines jungen Herzens gar nicht in Italien oder Frankreich weilte, wie er vermuthet hatte, sondern in Richmond, der schönen Hafenstadt von Virginia in den Vereinigten Staaten. Miß Eleanor Bergen Morgan, das lebende Ebenbild jenes Porträts, ist die Tochter eines reichen Ahdeters zu Richmond. Durch seine Freunde gelang es dem Prinzen, mit der schönen Eleanor bekannt zu werden, und bald flogen Briefe hin und her, deren Inhalt das Geheimniß der jungen Liebenden ist, die aber Ursache wurden, daß der Prinz eine seiner Dichtungen der reisenden Virginiern widmen durfte. Ohne daß Beide sich je sahen, haben sie sich verlobt. Der Prinz Colonna und seine Braut sind übrigens entfernte Verwandte. Die Großmutter des Prinzen war eine Cousine Napoleons I., und die Familie Morgan ist verwandt mit der amerikanischen Linie der Bonapartes in Baltimore.

Gemüthlich scheint es auf dem Gericht zu Lucca in Italien herzugehen. Dort spielt sich — wie man erzählt — seit einem Monat ein Prozeß wegen Wahlfälschungen ab. Weit über 100 Zeugen wurden vernommen und am 14. fällt man das Urtheil, wonach die meisten Angeklagten freigesprochen und nur wenige zu geringen Geld- oder Gefängnißstrafen verurtheilt wurden. Bei der Verkündung erhob sich das Publikum, rief: „Es leben die Richter von Lucca!“ und eine Musikbande spielte im Gerichtssaal eine in Terziumphmarsch. Das war der löblichen Obrigkeit doch zu viel; nachdem sie vergeblich um Aufhören des Konzerts gebeten hatte, ließ sie die Instrumente der Musiker mit Beschlag belegen.

Die Löwen und die verwandten Thiere werden in den Gegenden, die sie mit ihrer Gegenwart beglücken, auf jede mögliche Weise gejagt, obwohl es sich oft um sehr gefährliche Jagden handelt. Man sollte daher glauben, daß es noch zuviel Löwen und andere Bestien in der Welt giebt. Man wird aber von jetzt an das Gegenteil annehmen müssen, denn in Chicago wurde soeben eine „Aktionsgesellschaft zur Aufzucht von Löwen und verwandten Thieren“ gegründet. Der hohe Preis, den die Löwen, Tiger und andere Bestien auf dem Markte erreicht haben, und die rührenden Klagen der Menageriebesitzer über „Mangel an Material“, brachten

die praktischen Amerikaner auf den Gedanken, die Raubthierzucht nach der Art der Viehzucht im Großen zu betreiben. Die Gesellschaft hat ein Kapital von 800 000 Dollar. Sie hat bereits im südlichen Florida ein großes Gebiet erworben, das zu einem Raubthierpark eingerichtet und mit einem vier Meter hohen Stacheldrahtgum umzäunt werden soll.

Der Knoten im Taschentuch, das oft bewährte Erinnerungsmittel leicht vergeßlicher Köpfe, hat seine Heimath in keinem geringeren Lande als in — China. Er blickt auf eine vieltausendjährige Vergangenheit zurück. Bevor das Reich der Mitte die Schriftsprache erlangt, was erst 3000 vor Christus geschah, bewahrte man dort die Erinnerung an wichtige Thatfachen durch lange, in Knoten verwickelte Schnüre auf. Diese Art Schrift scheint sehr primitiv, aber doch verstand es der Chinese, durch die verschiedensten und kun'vollsten Knoten die größte Weisheit auszudrücken. Die älteste Geschichte Chinas ist ausschließlich in verknötenen Schnüren aufbewahrt. Als nach dem Jahre 3000 der Kaiser Schang-Ki die ersten chinesischen Buchstaben erfand, wurde die Knotenschrift abgethan; nur der „Knoten im Taschentuch“, der sich von China aus nach dem Abendlande verbreitet hat, erinnert noch an den jonderbaren Brauch.

Weisheit aus Kindermund. Mutterchen ist krank und liegt im Bett. Auf dem Nachttisch steht ein Spibon. Da kommt der kleine Ernst herein und sieht die Blasen der Kohlenläure in dem Apparat aufsteigen. Eine Weile beobachtet er das, dann meint er „Guck, Mutterle, das schneit nach oben!“

Abendglocke.

Schon ist der Abendstern erwacht,
Er zieht empor mit leisen Schritten,
Und langsam kommt die dunkle Nacht
Ihm stumm und leise nachgeschritten.
Da horch, ein Ruf, so mild und traut:
Glockenlaut — Glockenlaut.

Vom Spiele schaut das Kind empor,
Nhm ist, als ob von Muttermunde
Die Mahnung rühete an sein Ohr:
Komm' heim, nun ist es Schlafensstunde!
So ruft und mahnet mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Und arbeitsmüde sinkt die Hand,
Sie saltet leise sich zum Beten,
Der fromme Sinn schaut in das Land,
Wohin nur sel'ge Geister treten.
So ruft zur Andacht mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Was nur das arme Herz bewegt
Den langen Tag in bangen Sorgen,
Nun ist es still zur Ruh gelegt —
Bald steigt empor ein neuer Morgen,
So ruft und tröftet mild und traut
Glockenlaut — Glockenlaut.

Sakob Aren.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Stenotachygraphie (Eng = Schnellschrift). Rathgeber, sich diese leichtfächtige Schnellschrift in kurzer Zeit aneignen. Für Lehrkurse, sowie für den Selbstunterricht bearbeitet von L. Wänder, Lehrer der Stenotachygraphie, Augsburg, Jakobswall. Achte Auflage. Zu beziehen vom Verleger zu 1 Mark (auch in Marken). Dieses gut bearbeitete Lehrbuch sei allen Jenen bestens empfohlen, welche sich genanntes, leicht erkennbares Kurzschriftsystem aneignen und zur Verfürgung der schriftlichen Arbeiten nutzbar machen wollen. Der „Rathgeber“ trägt insbesondere dem Selbstunterricht Rechnung und führt durch verständliche, populär-wissenschaftliche Regelfassung mit Leichtigkeit zur Beherrschung des behandelten Stoffes.

— Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mittheilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke. Heft III des X. Jahrganges. Deutscher Kolonial-Verlag, Berlin W. 10. (Pro Jahrgang 4 Hefte, Preis 6 Mark). Das Heft der bekannten wissenschaftlichen kolonialen Zeitschrift enthält außer der Fortsetzung einer Studie von O. Beta über „Koloniale Geld- und Landfragen“ eine werthvolle Arbeit des Professor Dr. Fesca, Ueber Kaffeekultur, welche bei unseren Bemühungen, die tropische Agrarultur zu fördern, große Beachtung finden dürfte. Stabsarzt Dr. Sander, der Vertreter der Siedlungsgesellschaft für Südafrika, macht in einer längeren Arbeit, welche auf die Ansiedelung in Südwestafrika belehrende Streiflichter wirft, Vorschläge zur Errichtung einer Mutterfarm im Gebiete der Siedlungsgesellschaft Deutsch-Südwestafrika. Daran schließen sich die üblichen ausführlichen Berichte über die deutsche kolonialpolitische auf Grund der stenographischen Reichstagsverhandlungen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.